

dtv

Wer war Daniel Stein? Als polnischer Jude organisierte er die Flucht von Hunderten von Menschen aus einem Ghetto. Er war Dolmetscher bei der Gestapo, Partisan in den weißrussischen Wäldern und arbeitete später für den NKWD. Dreimal wurde er zum Tode verurteilt – dreimal überlebte er. Nachdem er ein Versteck in einem Nonnenkloster gefunden hatte und mit dem Neuen Testament in Berührung gekommen war, konvertierte er zum christlichen Glauben, wurde Karmelitermönch und emigrierte nach Israel, wo er eine jüdisch-katholische Kirche nach dem Vorbild der ersten christlichen Gemeinde gründete. Bei einem Verkehrsunfall – vermutlich ein getarntes Attentat – starb er.

Ljudmila Ulitzkaja folgt den Spuren eines der bedeutendsten Vermittler zwischen den Völkern. Mithilfe von historischen Dokumenten, Briefen und Zeitungsausschnitten umkreist sie sein Leben und zeigt uns einen Menschen in seiner Güte und Zerrissenheit. Die Autorin kannte Daniel Rufeisen, das historische Vorbild ihrer Romanfigur, persönlich.

*Ljudmila Ulitzkaja*, geboren 1943 in Jekaterinburg, wuchs in Moskau auf. Sie schreibt Drehbücher, Hörspiele, Theaterstücke und erzählende Prosa. Ihre Werke wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und vielfach ausgezeichnet; unter anderem erhielt sie 1996 den Prix Médicis und 2001 den russischen Booker-Preis. 2008 wurde ihr der Aleksandr-Men-Preis für ihren Beitrag zur interkulturellen Vermittlung zwischen Russland und Deutschland verliehen.

Ljudmila Ulitzkaja lebt in Moskau.

LJUDMILA ULITZKAJA

Daniel Stein

Roman

Aus dem Russischen  
von Ganna-Maria Braungardt

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ljudmila Ulitzkaja  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Lügen der Frauen (13372 und 25261)  
Ergebenst, euer Schurik (13626)  
Maschas Glück (13809)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2. Auflage 2012  
2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag  
© Carl Hanser Verlag München 2009  
© Ljudmila Ulitzkaja 2006  
Die russische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel  
«Daniel Stein, perevodčik»  
bei Eksmo in Moskau.  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: Gallerystock/Gozo  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13948-9

Ich danke Gott, dass ich mehr in Zungen rede als ihr alle.  
Aber ich will in der Gemeinde lieber fünf Worte reden mit meinem  
Verstand, damit ich auch andere unterweise, als zehntausend Worte  
in Zungen.

1. Korinther 14,18-19



## Vorwort

Dieses Buch ist einem Mann gewidmet, der sein Leben lang bewusst und konsequent für Verständigung und Versöhnung gewirkt hat. Der echte Bruder Daniel, im bürgerlichen Leben Oswald Rufeisen, und meine Romanfigur Daniel Stein sind nicht identisch. Die Biographie meiner literarischen Figur allerdings ist fast identisch mit der ihres realen Vorbilds. Der historische Rahmen entspricht ungefähr, die Personen hingegen sind verändert. Im Buch werden zahlreiche Dokumente zitiert, einige davon habe ich erfunden. Mir war es wichtiger, der literarischen Wahrhaftigkeit zu folgen als der historischen Wahrheit.

Bruder Daniel, ein 1922 in Polen geborener Jude, besuchte eine deutschsprachige Schule, arbeitete nach der Besetzung Polens als Dolmetscher für die Gestapo und nach der Befreiung Weißrusslands durch die Rote Armee für den NKWD, diente aber keiner Seite als Geheimagent. Er organisierte die Flucht von dreihundert Menschen aus einem Ghetto, er war Partisan in den weißrussischen Wäldern. Viele Male war er in höchster Lebensgefahr, dreimal wurde er zum Tode verurteilt.

Er überlebte dank glücklicher Zufälle, er selbst aber war überzeugt, dass er seine Rettung Gott verdankte. Seine wahre Berufung fand er, nachdem er Christ geworden war, als katholischer Mönch und Pfarrer. Über ihn wurden Bücher und Aufsätze verfasst. Über seine abenteuerlichen Kriegserlebnisse könnte man einen Film drehen. Doch auch in der zweiten, relativ ruhigen Hälfte seines Lebens, die er als Priester in Israel verbrachte, leistete er Großes.

Mit seiner Liebe und Barmherzigkeit baute er Brücken zwischen Menschen, die unter Einsamkeit und mangelndem gegenseitigem Verständnis litten. Katholische Polen, rechtgläubige Russen, Juden, Araber und Menschen, die ihre nationale und religiöse Zugehörig-

keit nicht zu definieren wussten, suchten bei ihm geistlichen und praktischen Beistand. Er konnte zuhören und trösten.

Seine Lebensaufgabe war die Schaffung einer katholischen Gemeinde nach dem Vorbild der Kirche des Jakobus, jener ersten christlichen Gemeinde in Jerusalem, die vor der Spaltung zwischen jüdischem und christlichem Glauben entstanden war und in der noch gemeinsam zum Einigen Gott gebetet wurde. In jener fernen Vergangenheit suchte Daniel nach dem idealen Modell für die Beziehung zwischen Gott und Mensch und für das Zusammenleben der Menschen. Er war überzeugt, dass richtiges Handeln wichtiger sei als jede Lehre und ein gerechtes Leben mehr wert als Dogmen, Deklarationen und Gesetzestexte.

Aus Sicht der orthodoxen Juden war er kein »richtiger« Jude, und aus Sicht der katholischen Kirche war er ein zweifelhafter Priester. Der Staat Israel wollte ihm die Staatsbürgerschaft verweigern, und begraben wurde er auf einem arabischen Friedhof in Haifa. Er wurde von seinen Freunden geliebt, aber auch von Feinden und Gegnern geachtet. Ein SS-Major verhalf ihm zur Flucht aus dem Gefängnis, die Partisanen, die ihn zum Tode verurteilt hatten, verliehen ihm Jahre später einen Orden. Seine Ansichten erregten den Unmut der Kirchenoberen, doch Papst Johannes Paul II. erteilte ihm schließlich den Segen für seine Arbeit.

Die Gemeinde, die er gegründet hat, existierte einige Jahrzehnte, zerfiel jedoch nach seinem Tod. Geblieben ist das Beispiel eines Idealisten und die Erinnerung an einen Mann, der eine Atmosphäre von Liebe, Mitgefühl und Freude verbreitete.

Bruder Daniel hat im Laufe seines Lebens immer wieder bewiesen, dass gegenseitiges Verständnis möglich ist.

Ljudmila Ulitzkaja

# ERSTER TEIL



Mir ist immer kalt. Sogar im Sommer am Strand, unter sengender Sonne, spüre ich die Kälte in meiner Wirbelsäule. Das kommt wohl daher, dass ich im Wald geboren wurde, im Winter, und die ersten Monate meines Lebens in einem abgetrennten Mantelärmel meiner Mutter verbrachte. Eigentlich hätte ich nicht überleben dürfen. Wenn also das Leben ein Geschenk ist, dann gilt das für mich ganz besonders. Ich weiß nur nicht, ob ich dieses Geschenk haben will.

Bei manchen Leuten setzt die Erinnerung sehr früh ein. Meine beginnt mit dem dritten Lebensjahr, im katholischen Waisenhaus. Ich wollte schon immer gern erfahren, was mit mir und meinen Eltern in jenen Jahren geschah, an die ich mich nicht erinnere. Einiges weiß ich von meinem älteren Bruder Witek. Aber er war damals noch zu klein, und die Erinnerungen, die er mir hinterlassen hat, ergeben kein vollständiges Bild. Er hat im Krankenhaus ein halbes Schulheft vollgeschrieben. Damals wussten wir nicht, dass unsere Mutter noch lebte. Mein Bruder starb, bevor sie aus dem Lager zurückkehrte, mit sechzehn an einer Blutvergiftung.

In meinen Papieren steht als Geburtsort die Stadt Emsk. In Wirklichkeit wurde ich dort nur gezeugt. Im August 1942 floh meine Mutter aus dem Emsker Ghetto, im sechsten Monat schwanger. Zusammen mit meinem sechsjährigen Bruder Witek. Ich wurde etwa hundert Kilometer entfernt von Emsk geboren, in einem dichten Wald, in dem sich die aus dem Ghetto geflohenen Juden bis zur Befreiung Weißrusslands im August 44 versteckten. Die dreihundert Juden, die im von Deutschen besetzten Gebiet zu überleben versuchten, waren keine richtigen Partisanen. Die bewaffneten Männer wollten in ihrem Erdhüttenlager wohl eher die Frauen, Greise und die wenigen überlebenden Kinder schützen als gegen die Deutschen kämpfen.

Mein Vater, so erzählte es mir meine Mutter Jahre später, war im Ghetto geblieben und dort gestorben – alle dort Verbliebenen wurden einige Tage nach der Flucht der dreihundert erschossen. Mutter erzählte, Vater habe die Flucht abgelehnt, weil er meinte, das werde nur die Deutschen erzürnen und die Vernichtung beschleunigen. Da nahm meine schwangere Mutter ihren Sohn Witek und verließ ihn. Von den achthundert Ghettobewohnern entschlossen sich damals nur dreihundert zur Flucht.

Im Ghetto waren Juden aus Emsk und den umliegenden Dörfern zusammengetrieben worden. Meine Mutter stammte nicht aus der Gegend, sie war als Kurier aus Lwów gekommen. Sie war eine glühende Kommunistin. Meinen Bruder Witek hatte sie 1936 im Lwówer Gefängnis geboren, von einem Parteigenossen, mich von einem anderen Mann, den sie im Ghetto kennengelernt hatte. Ich kenne keine Frau, die weniger zum Muttersein getaucht hätte als meine Mutter. Ich glaube, mein Bruder und ich wurden nur geboren, weil es damals keine Verhütungsmittel und keine Möglichkeiten für eine Abtreibung gab. Als junges Mädchen hasste ich meine Mutter, dann betrachtete ich sie viele Jahre lang mit distanzierendem Staunen, und noch heute ertrage ich ihre Nähe kaum. Doch wir haben Gott sei Dank äußerst selten Kontakt.

Jedes Mal, wenn ich ihr eine Frage über die Vergangenheit stelle, richtet sie die Stacheln auf und schreit mich an. In ihren Augen bin ich eine unverbesserliche apolitische Spießlerin. Das bin ich tatsächlich. Aber ich habe ein Kind geboren, und für mich ist klar: Wenn ein Kind da ist, richtet sich das Leben einer Frau danach aus. Mehr oder weniger. Nur bei ihr war das anders. Sie ist eine politische Fanatikerin.

Vor einem Monat lernte ich Esther Hantman kennen. Eine wunderbare, zartgliedrige Greisin mit schlohweißem, bläulich gebleichtem Haar. Sie ist eine Freundin von Karin, sie kennen sich von der gemeinsamen Arbeit in einer Wohltätigkeitsorganisation; Karin hatte diese Esther schon oft erwähnt, aber ich hatte mich nie für sie interessiert. Kurz vor Weihnachten beging Karin ihren Fünfzigsten, und bei der Feier fiel mir Esther sofort auf. Sie hob sich irgendwie ab von

den anderen Gästen, von denen ich die meisten kaum kannte. Die Party war viel herzlicher als bei Amerikanern sonst üblich. Es waren viele Polen da, etliche Russen und einige Serben. Kurz, der slawische Anteil an diesem amerikanischen Fest machte sich angenehm bemerkbar, hier und da wurde polnisch gesprochen.

Ich spreche gleich gut Russisch wie Polnisch, aber mein Englisch hat einen polnischen Akzent, was Esther sofort bemerkte, als wir ein paar belanglose Sätze wechselten.

»Aus Polen?« fragte sie.

Diese Frage bringt mich stets in Verlegenheit, denn sie ist nicht leicht zu beantworten. Ich kann schließlich nicht jedem gleich lang und breit erzählen, dass meine Mutter in Warschau geboren ist, ich aber in Weißrussland, dass ich meinen Vater nicht kenne, dass ich meine Kindheit in Russland verbrachte, erst 1954 nach Polen kam, dann zum Studium wieder nach Russland ging, von dort in die DDR und schließlich nach Amerika ...

Diesmal aber antwortete ich ganz gegen meine Gewohnheit: »Ich stamme aus Emsk. Genauer gesagt, aus dem Schwarzen Wald.«

»Ach«, sagte Esther erstaunt und fragte: »Wann bist du geboren?«

»Zweiundvierzig.« Ich mache nie ein Geheimnis aus meinem Alter, denn ich weiß, dass ich jünger wirke – meine dreiundvierzig sieht mir niemand an.

Sie legte ihre federleichten Arme um mich, und ihre hellblaue Frisur bebte.

»Mein Gott, mein Gott! Du hast also überlebt! Diese Verrückte hat dich in einer Erdhütte geboren, mein Mann hat sie entbunden. Und dann, nach knapp einem Monat ungefähr, ganz genau weiß ich es nicht mehr, ging sie mit ihren Kindern fort. Alle redeten auf sie ein, sie solle bleiben, aber sie hörte auf niemanden. Wir waren überzeugt, man würde euch auf der Straße oder im ersten Dorf schnappen. Der Herr ist groß – du hast überlebt!«

Plötzlich waren wir im Flur. Wir konnten uns einfach nicht voneinander trennen. Wir nahmen unsere Mäntel von der Garderobe – amüsanterweise hatten wir beide dicke Fuchspelze, fast unschicklich für Amerika. Später stellte sich heraus, dass auch Esther ständig fror.

Wir fuhren zu ihr, sie lebt im Zentrum von Boston, in der Commonwealth Ave, in einem wunderschönen Viertel, zehn Minuten Fußweg von mir entfernt. Während der Fahrt – ich saß am Steuer, sie neben mir – überkam mich ein sonderbares Gefühl: Ich hatte mir mein Leben lang jemand Älteren, Klügeren gewünscht, der mich anleitete, auf den ich hören, dem ich mich freudig unterordnen konnte, denn so jemand fehlte mir. Im Waisenhaus hatte natürlich strenge Disziplin geherrscht, aber das war etwas anderes. Im Grunde war nie jemand Älteres für mich da gewesen, weder meine Mutter noch mein Mann oder meine Freunde. Esther aber hatte etwas an sich, das mich von vornherein bedingungslos für sie einnahm, egal, was sie sagte.

Wir betraten ihre Wohnung. Sie schaltete das Licht ein – schon im Flur begannen die Bücherregale, die sich durch die ganze Wohnung zogen. Sie bemerkte meinen Blick.

»Das ist die Bibliothek meines verstorbenen Mannes. Er las fünf Sprachen. Jede Menge Kunstbände. Ich würde sie gern einmal in gute Hände geben.«

Mir fiel ein, was Karin mir erzählt hatte: Esther war eine kinderlose Witwe, ziemlich reich und sehr einsam. Sie hatte fast alle Angehörigen im Krieg verloren.

Von Esther erfuhr ich Folgendes: Zum ersten Mal hatte sie meine Mutter im Emsker Ghetto gesehen, als man Juden aus der Umgebung dorthin brachte – zuvor hatten nur Juden aus der Stadt selbst dort gelebt, angeblich freiwillig, seit einem grässlichen Pogrom. Man hatte die Juden auf dem zentralen Platz zusammengetrieben, zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, und einen nach dem anderen erschlagen. Tausendfünfhundert wurden getötet, und die Überlebenden gingen ins Ghetto. Es war keines der üblichen alten Ghettos aus einem oder mehreren Häuserblocks, wo seit dem Mittelalter Juden lebten. In Emsk zogen die Juden in ein halbverfallenes ehemaliges Fürstenschloss, das mit Stacheldraht umzäunt und streng bewacht wurde. Anfangs war nicht ganz klar, wer wen wovor bewachte. Die Polizisten waren Einheimische, Weißrussen, die Deutschen hielten diesen Dienst für unter ihrer Würde. Das Ver-

hältnis zwischen Juden und Weißrussen aber war klar geregelt: Die Weißrussen wurden bezahlt. Für alles. Für Geld brachten sie sogar Waffen ins Ghetto.

»Deine Mutter«, sagte Esther, »stammte nicht aus unserer Gegend. Sie war recht schön, aber sehr schroff. Sie hatte einen kleinen Sohn bei sich. Jetzt fällt mir auch ihr Name wieder ein – Kowacz. Nicht wahr?«

Es schüttelte mich geradezu: Ich hasse diesen Namen. Ich weiß genau, dass meine Mutter eigentlich anders hieß, Kowacz war ein Deckname, er stand in einem der gefälschten Papiere, mit denen sie ihr halbes Leben herumgelaufen war. Sogar geheiratet hatte ich unter anderem deshalb, um diesen verfluchten Parteinamen loszuwerden. Alle waren damals schockiert: Eine Jüdin aus Polen heiratet einen Deutschen! Allerdings war Erich ebenfalls Kommunist, aus der DDR – sonst hätte man ihn nicht zum Studium nach Russland geschickt. Dort haben wir uns kennengelernt.

Ich sah Esther an wie ein Kind einen Bonbon: Eine solche Frau, weich und still, von europäischer Eleganz (Seidenbluse, italienische Schuhe, aber das alles unauffällig, ohne die naive amerikanische Prahlerei), müsste man als Mutter haben, als Tante, als Großmutter. Und sie nannte mich »mein Kind«!

Ohne dass ich sie drängte, erzählte sie weiter:

Im Ghetto gab es eine starke Selbstverwaltung und außerdem eine besondere Autorität: den berühmten Rabbiner Schirzman. Er war ein sehr gelehrter Mann und, wie es hieß, ein wahrer Gerechter. Esther und ihr Mann, polnische Juden, beide Ärzte, waren einige Jahre vor dem Krieg in die Gegend von Emsk gezogen. Isaak Hantman war Chirurg, Esther selbst Zahnärztin. Das heißt, sie war nicht direkt Ärztin, hatte aber eine solide Stomatologieausbildung in Frankfurt absolviert. Die beiden waren keine Freidenker, sie waren ganz normale Juden, zündeten am Samstag meist Sabbatkerzen an, fuhren aber auch mal an einem Samstag in die benachbarte Stadt zu einem Konzert. Die einheimischen Juden betrachteten sie als Fremde, kamen aber dennoch in ihre Praxis. Als die Deutschen Polen besetzten, sagte Isaak sofort zu seiner Frau, nun sei alles aus, sie müssten

weg, egal wohin. Er dachte sogar an Palästina. Doch ehe sie sich entschieden hatten, mussten sie ins Ghetto.

Wir saßen im Wohnzimmer einer schönen, europäisch eingerichteten Wohnung – altmodisch, aber, wie ich fand, sehr geschmackvoll. Die Hausherrn waren eindeutig feinsinniger als ich – so etwas spüre ich immer sofort, weil es mir relativ selten begegnet. Ein kultivierter Haushalt. An den Wänden keine Plakate, sondern Kunstdrucke. Keine Schrankwand, sondern Einzelstücke, und auf einer niedrigen Kommode ein großes, beeindruckendes mexikanisches Kunstwerk, ein Weltbaum oder etwas in der Art.

Esther saß in einem tiefen Sessel, die Beine untergeschlagen wie ein junges Mädchen. Auf dem Boden lagen ihre blauen Schlangenlederschuhe. Solche Kleinigkeiten registriere ich sofort. Nicht ohne Grund hält meine Mutter mich für eine Spießerin. Das katholische Waisenhaus, das sowjetische Kinderheim – mein stets fröstelnder Rücken lässt mich das alles nicht vergessen. Für meine Mutter aber war entsetzliche Armut ganz normal. Vielleicht hat sie sich sogar im stalinschen Lager wohl gefühlt. Ich dagegen, als ich der Armut entronnen war, ich hätte am liebsten jede Tasse, jedes Handtuch, jeden Strumpf geküsst. Erich hatte in unserem ersten Ehejahr in Berlin, im Prenzlauer Berg, gleich zwei Stellen, damit ich einkaufen konnte: Kleider, Geschirr, alles, alles. Er wusste, dass ich mich so von meiner Vergangenheit kurierte. Mit der Zeit legte sich diese Sucht. Doch selbst hier, in Amerika, verbringe ich meine Zeit am liebsten in Ramschläden, bei Schlussverkäufen und auf Flohmärkten. Grischa, mein jetziger Mann, nimmt das gelassen: Er stammt aus Russland, ist aufgewachsen mit dem Mangel an allen materiellen Gütern. Auch mein Sohn Alex, obwohl in Amerika geboren, kauft für sein Leben gern ein. Wir beide sind regelrecht konsumbesessen. Ich glaube, Esther versteht das alles.

»Die Bedingungen im Ghetto erschienen uns schrecklich – wir hatten eben noch nichts Schlimmeres erlebt. Damals wussten wir noch nichts von Konzentrationslagern, vom Ausmaß des großen Tötens, das durch ganz Europa ging.« Sie lächelte, als sie darüber sprach, und dabei strahlte ihr Gesicht etwas Besonderes aus – Distanz,

Trauer und noch etwas, das ich schwer benennen kann, vielleicht Weisheit. Ach ja, wir sprachen polnisch, und das ist für mich immer ein Genuss.

»Wie lange haben Sie im Ghetto gelebt?« fragte ich.

»Ein knappes Jahr. Ab Herbst 41. Verlassen haben wir es am 11. August 42. Danach lebten wir zwei Jahre im Schwarzen Wald, als Partisanen, in Erdhöhlen, bis zur Befreiung. Es war ein Familienlager. Von dreihundert lebten am Ende noch hundertzwanzig. Wir hatten sechs Kinder bei uns. Zwei wurden im Wald geboren. Du und ein Junge, aber der ist gestorben. Die anderen, mit denen wir das Ghetto verlassen hatten, überlebten bis zum Kriegsende.«

»Warum ist meine Mutter weggegangen aus dem Schwarzen Wald?« Diese Frage hatte mir meine Mutter schon beantwortet. Aber ich wusste, dass sie immer log. Nein, das stimmt nicht ganz, aber ich konnte ihr nie glauben. Darum war mir wichtig, was Esther dazu sagen würde. Sie war schließlich ein normaler Mensch.

»Wir haben versucht, sie davon abzubringen. Ich weiß noch, wie Isaak sich aufregte, sie würde das Leben der Kinder aufs Spiel setzen, wenn sie unser Versteck verließ. Darauf reagierte sie nicht einmal. Der Einzige, mit dem sie im Ghetto überhaupt redete, war der Elektriker Naum Bauch.«

So erfuhr ich den Namen meines Vaters. Meine Mutter hat ihn nie erwähnt. Wäre sie eine normale Frau gewesen, hätte ich also Ewa Bauch geheißt. Interessant.

»Erzählen Sie mir bitte von ihm«, bat ich Esther.

»Ich kannte ihn kaum. Ich glaube, er war ein angehender Ingenieur.«

Sie saß reglos und aufrecht da, eine echte Aristokratin. Sie sprach ruhig, ohne lebhaft zu gestikulieren.

»Isaak erzählte mir, er habe Naum einmal ins Krankenhaus kommen lassen, noch vor dem Krieg, er sollte irgendwas reparieren. Im Ghetto war er privilegiert. Wie übrigens auch Isaak. Einige Juden arbeiteten mit einer Sondergenehmigung in der Stadt. Auch Naum Bauch. Und Isaak hielt in der Klinik Sprechstunden ab.

Im Ghetto lebten deine Mutter und Naum zusammen. In einer

winzigen Kammer im linken Flügel. Das Schloss war halbverfallen, wir haben es wieder hergerichtet, nachdem man uns dort zusammengepfercht hatte. In der ersten Zeit wurde sogar Baumaterial gekauft. Unter Leitung des Judenrats. Das Ganze nahm ein schlimmes Ende. Der Judenrat zahlte ständig Geld an die weißrussische Polizei. Irgendein Halunke, an den Namen erinnere ich mich nicht mehr, ein örtlicher Natschalnik, hatte versprochen, die *Aktionen* – du weißt, was ich meine? – würden die Ghattobewohner nicht treffen, solange wir zahlten. Zu dieser Zeit hatten sie angefangen, die Juden in den Dörfern der Gegend zu erschießen. Das wussten wir. Der Judenrat kaufte uns frei, solange es ging. Doch dieser Mistkerl hätte nichts für uns tun können, selbst wenn er es gewollt hätte. Er erpresste uns einfach. Bald hatte niemand mehr Geld. Die Frauen gaben ihre Eheringe, ihren letzten Schmuck. Auch ich gab meinen Ehering her. Einzelheiten weiß ich nicht mehr, aber die sind jetzt ohnehin unwichtig. Manche glaubten, man könnte das Leben erkaufen. Darum wurde, als der Fluchtplan aufkam, eine Art Versammlung abgehalten, und die führte zu einer Spaltung: Die eine Hälfte war für die Flucht, die andere dagegen. Diejenigen, die dagegen waren, meinten, nach der Flucht würden die Verbliebenen schrecklichen Verfolgungen ausgesetzt sein. Du verstehst, es ging damals schon nicht mehr um bloße Verfolgungen ... Unter den Organisatoren der Flucht waren verwegene, mutige Leute, sie wollten kämpfen. Sie erhielten Hilfe aus der Stadt. Sie hatten auch Kontakt zu Partisanen. Das wussten wir damals nicht. Der eigentliche Organisator des Ganzen war ein Jude, ein junger Bursche, er hieß Dieter. Er arbeitete als Dolmetscher bei der Gestapo. Er hatte irgendwie verheimlichen können, dass er Jude war. Später wurde er verhaftet, konnte aber fliehen. Einmal, kurz vor Kriegsende, kam er in unser Lager im Schwarzen Wald. Er gehörte zu einer russischen Partisanenabteilung, und sie hatten ihn mit einer Kuh zu uns geschickt. Die Partisanen hatten die Kuh gekauft oder konfisziert, und einer unserer Männer, ein Metzger, sollte sie zu Wurst verarbeiten. Dieter brachte also die Kuh, unsere Leute erkannten ihn, freuten sich, jemand holte Selbstgebrannten. Dieter setzte sich auf einen Baumstumpf und sprach von Jesus Christus. Un-

sere Leute sahen sich nur an: Nichts schien in diesem Moment dümmmer, als von Jesus Christus zu reden. Ich glaube, er war ein bisschen verrückt. Stell dir vor, er hatte sich inzwischen taufen lassen, zeigte kleine Ikonen herum. Es war kaum zu glauben, dass er die Flucht organisiert hatte. Anfang fünfundvierzig, nach der Befreiung, trafen wir ihn wieder, im ersten Zug nach Polen. Später hat mir jemand erzählt, er sei nach dem Krieg katholischer Priester geworden.

Damals im Ghetto, in der Nacht vor der Flucht, spitzte sich der Konflikt so zu, dass es sogar zu einer Prügelei kam. Der Rabbiner Schirrman, ein uralter Greis, weit über achtzig – er hatte Prostatakrebs, Isaak hat ihn im Schloss operiert, na ja, was heißt operiert, er hat ihm einen Katheter gesetzt –, der Rabbiner stieg auf einen Stuhl, alle verstummten, und er sagte, er werde bleiben, er gehe nirgendwohin. Wer nicht die Kraft habe zu gehen, möge bleiben. Doch wer die Kraft zur Flucht habe, der möge gehen. Isaak sagte, wir gehen, also sind wir gegangen. Deine Mutter ging auch, mit ihrem Sohn, doch Naum blieb. Niemand wusste, dass sie schwanger war. Bis auf Isaak, denn sie war kurz zuvor wegen einer Abtreibung bei ihm gewesen, doch er hatte abgelehnt. Die Schwangerschaft war schon zu weit fortgeschritten.«

Esther schüttelte ihren adrett frisierten Kopf.

»Siehst du, er hatte recht: Du bist so ein feines Mädchen geworden. Und hast überlebt!«

Esther sah erschöpft aus, außerdem war es schon spät. Ich brach auf. Wir verabredeten, uns wiederzusehen.

Ich fühle mich sonderbar. Ich hatte immer etwas über die damaligen Umstände erfahren wollen, über meinen Vater, nun aber habe ich Angst: Ich will zugleich wissen und NICHT wissen. Ich habe meine Vergangenheit so lange mit mir herumgeschleppt, und erst in den letzten Jahren, erst durch Grischa, ist sie von mir abgefallen, und das kleine Mädchen aus dem katholischen Waisenhaus in Sagorsk und die Halbwüchsige aus dem sowjetischen Kinderheim, das bin irgendwie nicht mehr ich, das sind nur noch Szenen aus einem alten Film. Und nun habe ich plötzlich die Gelegenheit zu erfahren, wie alles wirklich war. Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, was

eine junge Frau, eine Mutter, dazu bringen kann, ihre Kinder ins Waisenhaus zu geben. Mir scheint immer, dass es da etwas gibt, was ich nicht weiß.

2

Januar 1986, Boston  
*Esther Hantman*

Ich dachte immer, in meinem Alter lerne man keine neuen Menschen mehr kennen. Erstens sind alle Kapazitäten des Herzens für die Toten aufgebraucht. Zweitens gibt es hier in Amerika zwar viele anständige Menschen, aber ihre äußerst begrenzte Lebenserfahrung lässt sie irgendwie flach und ein wenig papierern wirken. Außerdem habe ich den Verdacht, dass das Alter eine Art Schale um mich bildet und meine emotionalen Reaktionen deshalb schwächer werden. Zudem hat Isaaks Tod gezeigt, wie sehr ich von ihm abhängig war. Bin. Ich leide nicht unter der Einsamkeit, aber ich bemerke, dass sie mich umhüllt wie ein Schleier. In all diese recht traurigen Empfindungen platzte auf einmal Ewa herein. Ich habe ihr Auftauchen als etwas Schicksalhafter empfunden. Eine junge Frau, die meine Tochter sein könnte. Ich würde gern mit Isaak darüber reden. Er fand immer geistreiche Formulierungen, die mich überraschten, auch wenn wir stets gleich dachten. Was hätte er über dieses Mädchen gesagt? Erstaunlich ist schon, dass wir uns überhaupt begegnet sind. Und noch erstaunlicher, dass wir über den Schwarzen Wald sprachen. Ihre Mutter, diese Kowacz, war ein Ungeheuer. Isaak hielt sie für eine sowjetische Spionin. Er sagte immer, die Juden seien ein besessenes Volk. Er fand, fanatische Juden – besonders die Chassidim mit ihren Seidenhüten, ihren lächerlichen Kaftanen und geflickten Strümpfen –, jüdische Kommissare, glühende Kommunisten und Tschekisten hätten die gleiche Psyche.

Ewa äußerte sich gleich bei unserer zweiten Begegnung ähnlich über ihre Mutter. Dabei ist sie nicht sonderlich intellektuell, hat nicht einmal eine anständige Bildung. Offensichtlich ist sie eine starke Persönlichkeit und rückhaltlos ehrlich: Sie möchte die Wahrheit sagen, sich selbst und über sich selbst. Sie fragt mich gierig aus, einmal saß